

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 28 (1844)

24 (11.6.1844)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-798562](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-798562)

Oldenburgische Blätter.

N^o 24.

Dienstag, den 11. Juni.

1844.

Die Mäßigkeitsvereine

oder eigentlich

die Enthaltensamkeitsvereine.

Wären erstere, was der Sinn dieses Wortes ausdrückt, so würden sie ein wahrer Segen für die Menschheit sein; sie würden zur physischen und moralischen Vervollkommnung derselben beitragen, und ihr Wahlspruch würde sein:

Mäßhalten in allen Dingen.

Die Mäßigkeit bezieht sich nämlich nicht allein auf den Genuß des Branntweins, sondern alles Dessen, was wir trinken und essen, ja auf alle unsere Begierden und Handlungen. Würde eine solche Mäßigkeit in den Mäßigkeitsvereinen geübt, dann würde mehr Gleichheit unter den Mitgliedern derselben Statt finden, als jetzt, wo auffallender Weise die Celebritäten unter denselben häufig solche Männer sind, die wohl niemals Branntwein trinken oder getrunken haben, die durch Stand und Beschäftigung auch nicht dazu veranlaßt werden, und sich also leicht derselben enthalten, die dagegen vor wie nach Wein, der übrigens ja ebenfalls Alkohol enthält, unbedenklich genießen, ohne eben jenen Wahlspruch zu befolgen.

Bei allen Predigern der Mäßigkeit im Sinne unserer Vereine herrscht die verkehrte Ansicht vor, daß Branntwein trinken und Branntwein saufen eins sei. Die setzen voraus, wer Branntwein trinke, trinke ihn auch unmäßig und werde ein Säufer. Dann malen sie mit

den schrecklichsten Farben das Bild eines Säufers, dessen fürchterliche Wahrheit Niemand verkennen kann, daß aber alle Kraft bei dem verliert, der ruhig überlegt, daß das Bild auf den nicht paßt, welcher Branntwein mäßig genießt.

Aber der aufgestellte Satz ist unrichtig, und darum muß auch der daraus gezogene Schluß unrichtig sein. Jahrhunderte beweisen, daß nicht Alle, welche Branntwein trinken, auch Säufer werden, vielmehr Viele, die ihn mäßig genießen, sich der vortrefflichsten Gesundheit erfreuen und ihre häuslichen Angelegenheiten in der besten Ordnung erhalten. Alles, was vom Branntwein trinken gesagt wird, läßt sich auch auf das Weintrinken anwenden, denn es ist kein vernünftiger Grund anzunehmen, warum nicht der Weintrinker, der sich nicht mäßigen kann, auch ein Weinsäufer werden sollte.

Der Einwand, daß nicht Jeder Wein bezahlen könne, ist nicht haltbar, denn der unmäßige Weintrinker wird aus diesem Grunde nur um so viel früher sich von Haus und Hof saufen.

Die Statuten eines wahren Mäßigkeitsvereins im Geiste des obigen Wahlspruchs lassen sich eben so leicht entwerfen und befolgen, als die unserer jetzigen sogenannten, also auch darin liegt kein Hinderniß einer allgemeinen Mäßigung. Wem aber es gelänge, diese zu verbreiten, wer sie mit Eindruck zu predigen vermöchte, wahrlich der erwürbe sich ein größeres Verdienst, als wenn er umherzöge und predigte gegen den Alkohol, und die Ansicht verbreitete, als sei es



schon ein großes Verdienst, als habe man schon genug gethan, um ein vorzüglicher Mensch zu heißen, wenn man nur keinen Branntwein trinke.

Sehr geschickt erklärt man, um desto besser Angst und Schrecken zu erregen, den Branntwein für Gift, immer und immer davon ausgehend, daß er nur im Uebermaße genossen werde. Aber daran zweifelt ja Niemand, daß er im Uebermaß genossen zum Gift werde. Wird durch Uebermaß nicht auch Wein Gift, und Bier, ja selbst Wasser, wie alle Speisen, die wir genießen? Liegt in allen unsern sonst natürlichen Begierden nicht auch ein moralisches, ja manchmal ein dem Körper zerstörendes Gift, wenn wir unmäßig sind, sie zu befriedigen?

Die Ansicht der Feverschen Aerzte *), daß der Branntwein mäßig genossen, namentlich in den Marschgegenden vortrefflich, ja unsern Verhältnissen nach unentbehrlich sei, ist gewiß richtiger als die, daß der Branntwein unbedingt ein Gift sei. Sie findet ihre Bestätigung darin, daß der Branntwein, als er zuerst in Anwendung kam, als eine der Fäulniß widerstehende (antiseptische) und stärkende (restaurative) Medicin gebraucht wurde, und diesen seinen Eigenschaften die übertriebensten Lobreden gehalten sind. Man gab ihn sogar für ein Universalmittel in allen menschlichen Krankheiten aus, er stärke das Gedächtniß und die höheren Seelenkräfte, mit Einem Worte, er wurde zum Lebenselixir erhoben, und für ein untrügliches Präservativ der Jugend und Schönheit erklärt. Eben so empfohlen auch unsere früheren Aerzte den Branntwein bei ansteckenden Krankheiten, bei ungesunder Luft, des Morgens vor dem Ausgehen genossen, eben so den Arbeitern, die im und beim Wasser arbeiten mußten, nach einem kalten Trunke u. s. w. Aber sie empfahlen ihn mäßig zu genießen, nicht ihn zu saufen. Welcher Arzt aber, und wäre er auch der größte Branntweinfeind, wird in diesen Fällen Milch und Brod als Surrogat empfehlen? Oder sind unsere früheren Aerzte denn so dumm gewesen, daß sie das Gift auch im mäßig genossenen Branntwein nicht erkannt haben? Die Zeit hat den mäßigen Gebrauch des Branntweins, denn davon soll und kann

*) Neue Blätter f. Stadt und Land, 1844, N^o 27.

hier nur die Rede sein, durch eine vieljährige Erfahrung bereits geheiligt; welche Folgen die gänzliche Enthalttsamkeit von demselben namentlich bei der arbeitenden Classe im Laufe der Zeit haben werde, darüber schon jetzt ein Urtheil zu fällen, ist es noch viel zu früh; das muß erst die Zeit lehren, da Klima, Beschäftigung, Lebensweise und so manches Andere dabei in Betracht kommt, was sich von der Stube aus nicht beurtheilen läßt.

Kein Studium in der Welt erfordert gewiß eine langjährigere, aufksamere Beobachtung, als das des Arztes, da eine und dieselbe Krankheit schon nach Verschiedenheit der Kranken und der eintretenden Nebenumstände eine mehr oder weniger verschiedene Behandlung erfordern kann. Deshalb sollten junge Aerzte und Apotheker vorsichtig sein, öffentlich zu entscheiden, unbedingte Gutachten abzugeben, wie namentlich über die Schädlichkeit des Branntweins geschehen ist, und nicht so das Kind mit dem Bade ausschütten, bevor langjährige Beobachtung und Erfahrung sie dazu berechtigen. Oder ist es genug, irgend ein System nachzubeten, wie man seit vierzig Jahren Brown und Köschlaub, Hahnemann und Priesniß nachgebetet hat und so viele Andere, die längst vergessen sind, obgleich zu ihrer Zeit ihre Curart jedesmal die alleinigmachende (wenn auch nicht heilende, doch in den Himmel bringende) war?

Man lese alle sogenannte Mäßigkeitschriften, man höre alle Reden der Mäßigkeitsapostel, sie verhandeln nur Extreme, erzählen, was aus diesem oder jenem Branntweinsäufer geworden ist, und das, wie gesagt, bezweifelt Niemand, kann Niemand widerlegen. Sie könnten aber eben so vom Uebermaß im Wassertrinken reden, was doch auch schon manchem Menschen das Leben gekostet hat.

Aber Maß halten in allen Dingen, das gilt auch von jenen Schilderungen, jenen fürchterlichen Darstellungen, jenen zudringlichen Anforderungen. Bildet dagegen wahre Mäßigkeitsvereine und handelt nach den Grundsätzen der allgemeinen Mäßigung, dann werdet Ihr bald unzählige Mitglieder zählen, auch wenn nicht Kaplan Seling dafür wirbt. Die Abendunterhaltungen solcher Mäßigkeitsvereinsglieder werden



einen weit umfassenderen schöneren Geist athmen und nicht allein mehr vom Branntwein belebt werden.

Die Celebritäten unter den Mäßigkeitsgliedern freilich möchten dann Nichts mehr zu sagen wissen, wenn sie nicht mehr gegen den Branntwein eifern könnten, den sie vielleicht nie genossen haben. Sie könnten nicht mehr die Wichtigkeit der Mäßigkeitsvereine für die Nationalökonomie sinnreich nachweisen, obgleich auch da wieder der Beweis von Branntweinsäufern hergenommen ist, also an demselben Fehler leidet, wie alle Mäßigkeitsreden und tractaten. Freilich, daß Unterlassung des Branntweintrinkens namentlich in Eöningen keinen Einfluß auf den Preis des Rockens haben werde, läßt sich leicht nachweisen, nur nicht durch eine solche Deduction, wie es jüngst versucht worden ist, wohl aber ist es Jedem bekannt, daß Angebot und Nachfrage die Are ist, warum sich alle Preise drehen. Der Landmann kann also in dieser Hinsicht ganz ruhig sein, und wird der Branntwein mäßig getrunken, und davon ist ja hier nur die Rede, so kann das darauf keinen Einfluß haben. Doch eine andere Rücksicht der Nationalökonomie ist, daß der Branntwein meistens ein acht-oldenburgisches Landesproduct ist, denn Rum und andere Spirituosen werden wenig getrunken, daß also für ihn nicht das Geld aus dem Lande geht, wie das beim Wein der Fall ist.

Ein Verein zur Beförderung eines guten Zwecks hat um so mehr Werth, wenn alle Mitglieder desselben sich völlig gleich stellen. Daß dieß bei den sogenannten Mäßigkeitsvereinen nicht der Fall ist, wo gerade die am meisten das Wort führen, die vielleicht nie Branntwein tranken, aber vielleicht desto mehr Wein consumirten, ist schon gesagt. Könnte es aber nicht diese Gleichheit herstellen, wenn man zugleich dem Tabakrauchen entsagte? Alles Geld für Taback, man rauche den schlechteren oder den bessern bis zu den theuersten Cigarren hinauf, geht aus dem Lande, und wie es unmäßige Trinker giebt, giebt es auch viele unmäßige Raucher, die dadurch ihrer Gesundheit schaden und viel Geld verthun, welches sie für ihre Familie nützlich anwenden könnten.

Darum, ihr begeisterten sogenannten Mäßigkeitsvereinsglieder, darum begründet einen Verein, nach dessen Statuten ihr allem Gebrauche des Tabacks, des Rauch- wie des Schnupftabacks, entsagt! Dadurch zeigt Ihr, daß Ihr nicht allein Opfer verlangen, sondern auch bringen könnt, besser als dadurch, daß ihr dem Branntwein entsagt, was Euch keine Mühe kostet. Dadurch stellt Ihr Euch dem geringeren Manne gleich, der den Wein nicht bezahlen kann, und nun auch dem mäßigen Genuße des Branntweins entsagen soll.

Den Nachtheil des Rauchens für die Gesundheit könnt Ihr auch durch ärztliche Zeugnisse beweisen, denn ein deutscher Arzt, welcher viele Beobachtungen darüber angestellt hat, findet darin eine Hauptursache der immer häufiger werdenden Lungenkrankheiten und Schwindtsuchten. Auch die allgemeine Schwäche der Augen, welche das deutsche Volk zu einer Brillennation macht, soll zum Theil der Gewohnheit des Tabakrauchens, namentlich der Cigarren, besonders dem zu frühzeitigen Beginnen desselben zur Last zu legen sein.

Und will man die Nationalökonomie berücksichtigen, so bedenke man, welche ungeheure Summe Geldes aus Deutschland geht und in die Luft verpafft wird, wenn allein in Hamburg jährlich 50000 Kisten Cigarren, im Durchschnitt zu 15 ₰ die Kiste, verbraucht werden, also 750000 ₰ nur an Cigarren!!! Und wozu nützt dieses Cigarrenrauchen? Kann man wohl sagen, daß es nur irgend so viel Nutzen schaffe, als der so sehr verrufene Branntwein, wenn derselbe nur mäßig genossen wird? Aber das Cigarrenrauchen ist vornehm, und Tausende von jungen Leuten glauben durch den Dampf einer Cigarre den Mangel an Geist und Kenntnissen genügend verdecken zu können.

Doch, wir sind zu weit von unserm Thema abgekommen, und müssen wieder einlenken. Wir haben des Weintrinkens, des Tabacks- und Cigarrenrauchens nur erwähnt, um zu zeigen, wie wenig die Wortführer der Mäßigkeitsvereine, die dem Arbeiter seinen Schnapps untersagen, geneigt sind, sich selbst solche Entbehrungen aufzulegen, wie sie von ihm verlangen,



und wir müssen gestehen, daß sie an jene Gelehrten uns erinnern, von denen Jesus beim Matth. 23, 4 und Luc. 11, 46 u. s. w. spricht.

Gedanken über das Grunderbrecht *).

Je mehr Glücksgüter Jemand besitzt, desto mehr Gutes kann er wirken für sich und Andere, vorausgesetzt, daß er den rechten Gebrauch davon mache, dagegen findet der in allen seinen Unternehmungen sich beschränkt, dem auch das Nothwendige fehlt.

Bekanntlich gilt auch im Ammerlande die Brautschatzordnung, wornach der Grunderbe seinen Geschwistern nur eine unbedeutende Abfindung zu geben hat. Diese Abfindlinge haben dann im Durchschnitt weder Muth noch Kraft, irgend Etwas zu ihrem eigenen Besten oder zur Beförderung des Gemeinwohls zu unternehmen, wenn sie auch an Fähigkeiten und Kenntnissen dem Grunderben nicht nachstehen, der dagegen behaglich den Zeitpunkt erwarten kann, wo er in den Besitz des Erbes kommt, das ihm vielleicht Wohlhabenheit zusichert, während seinen Geschwistern nicht das Nothwendige bleibt.

Manchmal will er auch die dem Rechte nach ihnen begleichende kleine Portion ihnen verkürzen, und dann müssen sie durch langwierige Proceße ihre Abfindung von ihm erpressen. Haben sie dann endlich, oft nach langen Jahren ihr Erbtheil erlangt, was haben sie dann? In einem gewissen Wohlstande erzogen, müssen sie dann manchmal als Tagelöhner um geringen Lohn arbeiten, vielleicht bei dem eigenen Bruder, der als Besitzer des elterlichen Erbes verächtlich auf die herabsieht, die seine Brüder sind, und heroisch denen befiehlt, die von der Natur mit ihm gleiche Rechte erhielten. So werden die schönsten Familienbände manchmal zerrissen,

*) Dieser Aufsatz ist eingefandt, bevor der in N^o 18 dieser Blätter abgedruckt war.

Ann. d. Herausg.

der Neid wird geweckt, Haß und Groll wird unter Brüdern genährt, die sich lieben, die sich gegenseitig unterstützen würden, hätte das Gesetz ihnen die Gleichheit gelassen, welche die Natur ihnen gegeben hatte. Ihnen Allen wird das Leben verbittert, und viel Gutes bleibt unausgeführt, welches geschehen würde, könnten sie mit Freuden es üben.

Im Durchschnitt rechnet man ja nur 3 Kinder auf jede Familie; wie viel besser würden die alle fortkommen, wenn sie gleiche Erbtheile erhielten, statt daß jetzt nur Einer fast Alles behält? Daß das ohne Nachtheil für den Staat und die Commune geschehen kann, das beweiset das benachbarte Ostfriesland und die Herrschaft Jever.

Würde nicht, wenn es auch bei uns so wäre, Vieles sich ganz anders gestalten? Unter den Kindern eines Hauses würde von Jugend auf mehr Einigkeit, gegenseitige Liebe und Zuvorkommenheit herrschen, Keiner würde verächtlich auf seine Brüder herabsehen; alle würden sich Kenntnisse und Erfahrungen zu verschaffen suchen, denn Keiner von ihnen könnte meinen, es nicht nöthig zu haben, da ihm doch das Erbe verbliebe; Alle würden mit gleichem Eifer für die Vermehrung und Verbesserung dieses Erbes streben, denn sie wüßten, daß diese ihnen Allen gleichmäßig zu Gute komme; die Theilung würde mit Freundlichkeit und gegenseitiger Achtung vor sich gehen, denn Keiner könnte sich gekränkt fühlen durch die Ansprüche des Anderen; die Abfindlinge würden dann, je nach dem Betrag des Gesamtvermögens, in einen gewissen Wohlstand versetzt, sie könnten ihr eigenes Hauswesen mit Muth und Kraft beginnen, und es wäre nicht mehr zu befürchten, daß die Zahl der Dürftigen sich so mehre, wie sie jetzt sich zu mehren droht; alle die traurigen Folgen der Dürftigkeit würden vermieden, mit den physischen Uebeln würden auch viele moralische schwinden, und allgemeiner Wohlstand und allgemeines Wohlfühlen würde sich immer mehr verbreiten.



„Ueber das Hacken und Häufeln der Kartoffeln“

sagt Herr v. Berfen in seinem lehrreichen Aufsatz »die Cultur der Kartoffeln« in der »allgemeinen landwirthschaftlichen Monatschrift«, herausgegeben von Dr. C. Sprengel, B. 9, S. 3, S. 312: »über das Hacken und Häufeln der Kartoffeln, sei es durch den Pflug oder die Hacke, hat sich in neueren Zeiten, wahrscheinlich aus einseitigen Versuchen in reinem, lockern Gartenland, die Meinung eingeschlichen, als sei namentlich das hohe Häufeln für den Ertrag beeinträchtigend, weil der befeuchtende Regen von den Häufen abfließe und in den Senkungen, nutzlos für die Kartoffeln, versiege. Dieser Schaden müßte besonders die in scharfen Kämme bepflügten Kartoffeln treffen, da bei gewissen Bodenreibungen das Regenwasser in den langen Rinnen auch von solchen Aeckern förmlich weggeführt wird, die dessen nicht entbehren können. — Abgesehen davon, daß bei einem auf lockere Erde niederfallenden Regen, besonders in der ersten Zeit *) — ein Abfließen nicht recht denkbar ist, so hat jene Meinung doch Anhänger genug gefunden, besonders weil man damit über eine beschwerliche Arbeit leicht hinwegkommt. Ich bekenne, daß auch ich mich einmal verleiten ließ, das Häufeln zu unterlassen, solches aber mit mancherlei Verlusten zu büßen hatte. Es giebt gewiß nur sehr vereinzelt stehende Beispiele, wo man davon nicht geradezu einen sichtbaren Verlust zu beklagen gehabt, wogegen man niemals aber einen durch sichere Comparation erwiesenen Gewinn wahrgenommen hat. — Wenn man freilich das zuweilen übertriebene Anhäufen der kleinen Leute im Sandboden bei dichtstehenden Kartoffeln mit ansieht, und den unglücklichen Boden in so viele hohe, spitze Wälle, mitunter recht künstlich aufgewühlt sieht, als es Stauden darin giebt, wenn man außerdem von ihnen die Redensart hört, man müsse mit der Hacke bis unter die Stauden kommen, damit sie vom Boden lose werden, d. h. also förmlich emporgehoben sind, so möchte

man zweifelnd fragen, ob Vernunft oder Erfahrung ein so mühsames Verfahren gut heiße, und ob ein erhöhter Ertrag dasselbe wirklich belohne? — Ich glaube nicht. — Gewiß ist, daß in einem magern Sandboden, dessen tragfähige Schicht vielleicht kaum 4 Zoll beträgt, das Heranziehen nährenden Pflanzenerde um die Kartoffelstaude die Fruchtbarkeit in derselben erhöhen kann, so lange dies in der Gestalt geschieht, welche unter den gegebenen Umständen angemessen ist. — Steil ansteigende, spitze Häufen bleiben zwar im Sandboden nicht so, — müssen aber nothwendig, besonders in der ersten Zeit eine leichte und große Abtrocknung zur Folge haben. Sie bieten dem Regen nur eine geringe Fläche zum Aufnehmen und Festhalten dieses ihres nothwendigsten Agens im Sandboden dar. — Ich habe es in solchem Boden besser gefunden, — mehrere (z. B. 3, 4) auffallend dichter stehende Stauden zusammen zu fassen und die Erde um sie herangezogen, damit wenigstens zwischen diesen der befruchtende Regen eine ebene Fläche finde, in der er herabsinkend länger weile und wirke. — Aus demselben Grunde wird sich also auch in solchem Boden der Häufelpflug in acht nehmen müssen, seine Kämme nicht allzuscharf zu machen, wenn dort zwischen den Stauden (in den Reihen wenigstens) die den Regen conservirende Fläche nicht wegfallen soll.«

»In feuchten und schweren Bodenarten werden dieselben Gründe, welche im Sandboden das hohe Häufeln verbieten, umgekehrt es gebieten, um das, was man dort vermeiden will, hier hervorzubringen, was auch der Raum wegen der weiteren Pflanzung begünstigt.«

Mittel zur Vertilgung des Riethwurms (Erdkrebses, Hundekrüppels).

(Mitgetheilt von dem Hofgärtner Hempel in den »Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Preuß. Staaten.«
B. 12. S. 271.)

Seit zwei Jahren bediene ich mich folgenden untrüglichen Mittels:

*) Späterhin nimmt ja die buschige Staude selbst den größten Theil des Regens auf.

Ann. d. Hrn. v. Berfen.



Man nehme 2 Theile Steinkohlentheer
 1 Theil Terpentinöl,
 fülle beides in eine Flasche von der Größe, daß
 sie davon nicht angefüllt ist, und versehe die-
 selbe mit einem Pfropfen, worin eine Feder-
 pose steckt.

Im Frühjahr, wenn der Frost aus der Erde
 und die Feuchtigkeit noch in derselben, so wie
 auch im Sommer nach einem Regen, wenn der
 Riethwurm markirt, gehe man dieser Marke mit
 dem Finger nach, bis man auf diejenige Röhre
 stößt, die senkrecht geht, (sind mehrere Furchen
 auf der Oberfläche, so nehme man einen Spaten
 und klopfe damit die Erde eben, worauf er in
 kurzer Zeit aufs Neue markirt, und kann man
 dann mit Gewißheit annehmen, daß diese Marke
 in den Hauptgang führt); hat man diese ge-
 funden, so macht man mit dem Finger, indem
 man denselben stecken läßt, durch vorsichtiges
 mehrfaches Andrehen, einen trichterförmigen Ein-
 gang, gießt vermittelst einer kleinen Gießkanne
 ein wenig Wasser hinein, um überzeugt zu sein,
 daß sich die Röhre senkt, alsdann einen halben
 Theelöffel voll von obiger, gut durcheinander-
 geschüttelter Mischung, und darauf wieder einen
 Eßlöffel voll Wasser. Das Wasser spült den
 Theer hinunter, und dieser hält den Wurm ein,
 worauf er sich herausarbeitet und nach kurzer
 Zeit umkommt.

An der Vertilgung des Nestes muß am
 meisten gelegen sein; man findet dies in der
 Regel da, wo viele Pflanzen im Umkreise abge-
 naget sind, und zwar zwei bis drei Finger tief
 unter der Oberfläche, in Gestalt eines Klofes;
 diesen nimmt man mit den Händen heraus,
 bricht ihn aus einander, und exponirt so die
 Eier der Luft. Unter dem Neste in einer Röhre
 sitzt gewöhnlich der Wurm; man kann denselben
 nun auf die angegebene Weise tödten, oder auch
 ausgraben.

Es mag dies Verfahren mühsam und zeit-
 raubend scheinen, dem ist aber nicht so; denn
 man kann nicht allein in einem Tage eine große
 Anzahl dieses Ungeziefers tödten, sondern es
 gewährt auch den Vortheil, daß es ohne Nach-
 theil für die umstehenden Gewächse geschieht, wie

ich solches im vorigen Sommer im botanischen
 Garten practisch bewiesen habe.

Die Civiluniform

ist ihrem Zwecke nach gewiß vorzugsweise dazu
 da, um dem Staatsdiener dadurch um so mehr
 eine Achtung gebietende Stellung zu geben. Von
 dieser Ansicht ausgehend, scheint es wohl, als
 wenn der Protocollist, der öffentliche Verkäufe
 — große Volksversammlungen — dirigirt und
 Protocoll dabei führt, fast am nothwendigsten
 einer solchen Achtung gebietenden Bezeichnung
 bedürfte *).

G.

Ueber das Volkschriftenwesen

der Gegenwart, mit besonderer Beziehung
 auf den Verein zu Zwickau und den
 »Ischoke-Verein« zu Magdeburg. Send-
 schreiben an den Hrn. Prof. Dr. J. Ger-
 sdorf, von C. B. König. Motto: Alles für
 das Volk! Braunschweig (bei Bieweg und
 Sohn) 1844. geh. (12 %).

Der Hr. Pastor König zu Anderbeck hat
 uns dieses Büchlein zugefandt, mit der Bitte,
 in den Oldenb. Blättern die Frage zur Ent-
 scheidung zu bringen, »ob die darin enthaltenen
 Winke einige Beachtung verdienen.« Wir pfe-
 gen nun zwar in diesen Blättern nur eigentlich
 solche Schriften anzuzeigen, welche in unserem
 Lande erschienen sind, oder auf dasselbe besondere
 Beziehung haben, auch könnte es scheinen, daß
 die vorliegende Schrift zunächst eine Anweisung
 für Volkschriftsteller enthalte, und daher für die
 meisten Leser dieser Blätter eben kein Interesse

*) Diese Ansicht lag auch zum Grunde, als bis zum
 Jahre 1811, während nur die Beamten eine eigent-
 liche Civiluniform hatten, auch deren aufs Protocoll
 vereidete Schreiber bei öffentlichen Verhandlungen eine
 solche zu tragen verpflichtet wurden.

Ann. d. Herausg.

haben werde, allein dies ist nicht der Fall, denn sie ist vielmehr eine Anweisung zur Beurtheilung der Volksschriften, und namentlich solcher Volksschriften, welche in die Lesevereine fürs Volk aufgenommen werden sollen. Da nun auch in unserem Lande Gottlob! solche Vereine und s. g. Kirchspielsbibliotheken sich zu bilden anfangen, so dürften die »Wink«^a, wie der Verf. sie nennt, wohl allen Denen, welche sich der Errichtung solcher Anstalten annehmen, nicht unwillkommen sein, und wenn sie sich dieselben verschaffen und dann nach gehöriger Prüfung derselben ihre Meinung darüber in diesen Blättern äußern, so wird der Wunsch des Herrn Vfs. erfüllt, so wird die Frage zur Entscheidung gebracht, ob dieselben Beachtung verdienen.

Unsere Meinung soll ihnen darin nicht vorgreifen, und wir wollen daher hier nur kurz den Inhalt der kleinen Schrift andeuten.

Sie ist veranlaßt durch des Professors Gersdorf Brochüre: »Das Volksschriftenwesen der Gegenwart. Mit besonderer Beziehung auf den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften in Zwickau,« Altenburg (bei H. A. Pierer) 1843 (24 Z.), welcher der Verf. in allen Stücken vollkommen beistimmt, und geht von der Behauptung aus: »Unter 10 s. g. Volksschriften — doch das ist wohl viel zu wenig gesagt, nein unter 50 — taugt kaum Eine Etwas, und trotz der reichhaltigen Verzeichnisse hält es für den Volkfreund sehr schwer, Bücher zu bezeichnen, die mit gutem Gewissen überall empfohlen werden können.«

Dann stellt sie die Frage auf: »Welche Bestimmung hat die Volksschrift?« und antwortet (1.): »Sie will die Langeweile tödten und schlechte Beschäftigung verdrängen;« (2.) »Sie will unterhalten;« (3.) »Die Volksschrift will auch belehren;« (4.) »Die Volksschrift will bessern;« (5.) »Die Volksschrift will erbauen.« Darauf wird »auf die Schwierigkeiten bei Ausarbeitung guter Volksbücher« ein Blick geworfen, und gefragt: »Wie sind die Schwierigkeiten zu beseitigen?« Nachdem noch der Wunsch ausgesprochen worden, daß von Allen, die sich mit der Verbreitung von Volksschriften beschäftigen, es »mit der Sprache genauer genommen werden möge,« wird »über

die Art der Verbreitung der Volksschriften« gehandelt, und daran eine Beurtheilung des Zwickauer Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften geknüpft. Dieser folgt das Statut des »Magdeburger Ischocke-Vereins« mit einigem Tadel desselben, aber dann sagt der Verf.: »Mein Tadel legt mir die Verpflichtung auf, anzugeben, wie ich selber die Sache angegriffen hätte.«

Dieser Theil des Büchleins dürfte nun besonders den Stiftern von Lesevereinen auf dem Lande, Kirchspielsbibliotheken u. s. w. zur Prüfung und Berücksichtigung zu empfehlen sein, und um unsern Lesern auch eine Probe von der Schreibart des Hrn. Vfs. zu geben, wenn ihnen solche aus seinen andern Schriften *) noch nicht bekannt sein sollten, theilen wir die »drei schweren Sorgensteine« mit, die er zum Schlusse von seinem Herzen abwälzt.

»Der erste ist ein Wunsch: Daß es mit diesen Vereinen nicht eben so gehen möge, wie mit vielen anderen Dingen, daß man erst gar Nichts, und dann auf einmal Zuviel thut, und diese Verbreitung von Volksschriften überschätzt. Sehr groß würde der Nachtheil davon sein, wenn eben in den unteren Ständen die Eselust zur Lesewuth gesteigert würde, und wenn auch hier die Bevormundung des Volks kein Ende nähme.«

»Die zweite ist eine Frage: Wer ist ein größerer Philosoph, Friedrich der Große oder Herr von Schelling? Unendlicher Stoff zur Anregung eines tüchtigen Volkslebens liegt in den Schriften des Erstern; in denen des Anderen nach meiner Meinung Wenig oder gar Nichts. Ich traute meinem Urtheil nicht, und schrieb deshalb nach Leipzig und bat, mich zu belehren, worin Schellings Verdienste eigentlich beständen. Man schrieb mir kurz zurück: Vide Paulum contra Schelling. Da in Folge der Beschlagnahme die Verbreitung des dicken Buches von Paulus einen großen Schwung bekommen hat, und das-

*) J. V. König über die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit (auch unter dem Titel: Gutachten über Mäßigkeitsvereine auf dem Lande. Halberstadt (bei Helm). 1840. geb. $\frac{1}{2}$ P.



selbe überall zu haben ist, so borgte ich das Werk von einem Freunde, und las es zweimal durch. Den Paulus habe ich ganz gut verstanden, aber den Schelling nicht. Nun frage ich Sie auf Ihr gutes, ehrliches Gewissen, lieber Herr Professor! nochmals; wer hat um das deutsche Volk als Philosoph sich mehr verdient gemacht, Friedrich der Große oder der Herr von Schelling? und wie hat ein Freund des deutschen Volks es anzufangen, um aus der Dessenbarungsphilosophie des Herrn von Schelling, der gegenwärtig in Berlin ist, einigen Nutzen zu schöpfen? Sie antworten mir vielleicht, es sei diese Frage bei den Haaren herbeigezogen und denken an Muthwillen. Warum nehmen Sie nicht lieber an, es sei die Frage der laute Schmerzensruf eines Mannes, der die Philosophie des Tages als Verderben bringend achtet für sein ganzes Vaterland?»

»Der dritte Sorgenstein ist eine Prophezeiung, nämlich die, daß auf unsere Generation recht unglückliche Zeiten folgen werden, was mir, als Freund des Volkes, durchaus nicht gleichgültig sein kann. Hören Sie meine Gründe. Die Genußsucht in den höheren Ständen hat den allerhöchsten Grad erreicht. Die Sinne sind überspannt, nur das Ungewöhnliche reizt sie noch. Sonst freute man sich des lieben Sonnenlichts und zündete, wenn's hoch kam, Wachskerzen an zur Beleuchtung. Jetzt sieht man kaum darnach, wenn es nicht ein griechisches Feuer ist, oder wenn es nicht bengalische Flammen sind. Sonst war man froh, wenn man Gelegenheit empfing, Einen berühmten Tonkünstler zu hören; jetzt verschreibt man sie in Masse, und ihr Lohn beläuft sich für einen Abend zusammengenommen auf Tausende. Sonst war man zufrieden, wenn ein hübsches Mädchen mit ihrem niedlichen Fuße die Diele kaum berührte; jetzt müssen es Engel sein, die an seidenen Schnüren in silbernen Ringen durch die künstlichsten Maschinen emporgezogen werden, um als Genien und Feen zwischen Himmel und Erde zu schweben, und die goldene Gondel der Köni-

gin der Lust zu begleiten. Sonst begnügte man sich gern mit dem Soliden und Einfachen; jetzt muß Alles byzantinisch, gothisch, und Gott weiß was, sein. Meine Gemeinde zählt 600 Köpfe, die alljährlich 3000 \mathcal{F} an Steuern und Gefällen zahlen. In 300 Jahren sind das Neunmalhunderttausend Thaler. So viel kostet der Aufbau und die Einrichtung eines einzigen Opernhauses. Was drei Gemeinden mit zweitausend Seelen in Jahresfrist als Steuern zusammenbringen, reicht oft nicht hin, um Ein Gemälde zu bezahlen, oder Einen Wunsch der Laune zu erfüllen. Das mahnt stark an die Tage Salomonis, an die üppigste Römerzeit, an Ludwig XIV. und an alles Unglück, was darauf folgte. Sie sehen mich groß an, Herr Professor! als wollten Sie sagen: Freund, bangt Dir nicht für Deinen Hals? Wie? Sie sind Professor und wissen nicht, daß es in allen Perioden der Geschichte, selbst unter den größten Tyrannen, dann, wenn die Zeitgenossen einen verkehrten Weg einschlugen, Männer gab, die ernstlich warneten, von den Tagen der Propheten bis auf Fanelon herab, ohne daß man alle eingekerkert, aufgehängt oder gerädert hätte? Freund, mein Ladel trifft keinen Einzelnen, er gilt der Zeit, die nach Oben allen Glanz und alle Herrlichkeit anhäuft, die für Dome und Paläste Hunderttausende mit leichter Mühe herbeischafft, und beim Aufbau einer Schule, bei der Erhaltung eines Lehrers, bei Abwehrgung der Volksnoth trocken sagen kann: wir haben kein Geld. Mein Wort trifft ganz Deutschland. Wo so viel Lob ist, darf auch Ladel sein. Fürchten Sie Nichts für mich, ich schreibe gesinnungsvoll, lebe in Preußen, und mein königlicher Herr ist wohl der Erste, der es einseht, wie nach Unten Hülfe nöthig ist, darum stiftete er den Schwanorden.«

Berichtigungen:

In № 23 dieser Blätter S. 196, Spalte 1, Zeile 10 von unten lese man, die man nicht inspiciert hat; Spalte 2, Zeile 2 von oben: Ende nicht doch nur ic.